

Nr. 230. Bromberg, den 9. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

9. Fortsetzung.) ———

Austin Turold erzählte die Geschichte von der Enthüllung seines Bruders.

„Mir ist, als hätte diese Eröffnung schmerzlichste Wirkung auf Robert geübt", setzte er hinzu. „Er wollte das Geschrei nicht ertragen müssen, den Klatsch und alles andere."

„Doch Ihrer Erzählung nach hat Ihr Bruder sich nichts vorzuwerfen", sagte Barrant. „Sie sagten, er wußte bis vor kurzem von jener früheren Heirat nichts?"

„Die öffentliche Meinung nimmt keine Rücksichten auf dergleichen."

„Ich verstehe." Barrant überlegte kurze Zeit schweigend. „Aber hat Ihr Bruder Ihnen jene Geschichte nicht schon früher anvertraut?"

Austin legte das Augenglas weg und neigte sich über den Tisch. „Ich will aufrichtig zu Ihnen sein", sagte er, „ganz aufrichtig. Mein Bruder sagte mir vor etwas mehr als einer Woche, er habe ein neues Testament gemacht und mich zum Erben bestellt."

„Wo ist dieses Testament?"

„Ich fand es gestern abend im Uhrkasten in Flint House und übergab es dem Notar."

„Ihr Bruder machte nie vorher eine diesbezügliche Andeutung?"

„Nein. Als ich kam, sagte er nur, er habe mich wegen des Wandels im Familiengeschick nach Cornwall berufen. Da ich sein einziger Bruder sei, wünsche er meine Gegenwart bei der Überprüfung der letzten Beweise vor seiner Aufnahme in das Haus der Lords. Von der Nachfolge wurde damals nicht gesprochen. Robert war sehr erregt und sprach von nichts anderem als von seiner Zukunft. Ich glaube bestimmt, daß er damals nicht daran dachte, wer nach seinem Tod den Adelstitel tragen werde. Er selbst wollte sich seiner erfreuen. Auch ich dachte nicht daran. Wer hätte dies tragische Ereignis voraussehen können?"

„War Ihnen über jene Baronie näheres bekannt?"

„Bis vor kurzem nicht. Ich nahm es nie ernsthaft, wie Robert. Ich betrachtete es als Familienlegende. Ich wußte, daß die Baronie der Turolds ein verbriefter Adel sei. Das heißt, daß, wenn mein Bruder die Wiederverleihung des Adels erlebt hätte, dieser nach seinem Tode auf seine Tochter übergehen mußte, falls sie ehelich geboren war. Nun sie illegitim ist, wäre ich der nächste Anwärter gewesen, und nach mir mein Sohn."

„Sie waren gestern abend hier, als man Ihnen die Nachricht vom Tode Ihres Bruders brachte?" bemerkte Barrant wie beiläufig.

„Ja. Ich ging nicht mehr aus, nachdem ich vom Begräbnis zurückgekehrt war."

„War Ihr Sohn bei Ihnen?"

„Die längste Zeit. Er kam nach mir heim und ging dann noch spazieren, als der Sturm nachgelassen hatte. Ich sah ihn erst heute morgen wieder. Thalassa brachte mir die Kunde von meines Bruders Tod, und ich kam erst sehr spät von Flint House zurück."

„Ich nehme an, Sie wissen, daß Ihre Schwester nicht der Ansicht ist, Ihr Bruder hätte Selbstmord begangen?"

„Soviel ich weiß, verdächtigt sie lächerlicherweise Thalassa, den Diener meines Bruders."

„Warum nennen Sie ihren Verdacht lächerlich?" fragte Barrant behutsam.

„Er ist mehr als lächerlich", entgegnete Austin warm. „Ich schäme mich zu wissen, daß meine Schwester so Schreckliches von einem treuen alten Diener vermutet, der ein halbes Leben lang um Robert war und ihm treu ergeben anhing."

„Frau Pendleton sah, wie er durch die Türe blickte."

„Sie dachte es nur. Als sie gleich darauf die Türe öffnete, um zu sehen, wer es sei, war niemand draußen."

„Bildete sie es sich vielleicht ein?"

„Nein. Es mag wohl jemand dagewesen sein, doch es ist keineswegs erwiesen, daß dies Thalassa war. Vielleicht war es Thalassas Frau. Vielleicht sogar Roberts Tochter."

„War Fräulein Turold nicht beim Familienrat zugegen?"

„Nein. Mein Bruder wollte begreiflicherweise nicht, daß sie anwesend sei, und sie zog sich nach oben in ihr Zimmer zurück. Dann ging sie aus, während wir noch unten waren. Die Tür war angelehnt, und sie mag im Vorübergehen hineingeblickt haben."

„Aber jene Person horchte?"

Austin Turold zuckte die Achseln.

„Sprach Ihr Bruder zu der Zeit über seine Ehe?"

„Ja."

„Hätte Fräulein Turold hören können, was er sagte?"

„Jeder hätte das hören können. Die Tür war angelehnt."

Dann sagte Austin Turold nichts mehr. Lange schon war die Dunkelheit eingebrochen.

„Ich muß nun zurück", sagte Barrant. „Zwar wollte ich noch Dr Ravenshaw sprechen, doch ich lasse das für ein andermal. Gibt es eine Fahrgelegenheit nach Penzance?"

„Es gibt einen Omnibus. Zwar weiß ich nicht, wann er geht, doch der Abfahrtsort ist das Wirtshaus „Zu den drei lustigen Strandräubern" am anderen Ende des Kirchdorfs."

„Die drei lustigen Strandräuber?" Ein etwas zynischer Name für eine Schenke in Cornwall, nicht?"

„Oh, das Volk von Cornwall schämt sich der alten Räubertage nicht, glauben Sie mir das!"

14. Kapitel.

Barrant fand die Schenke am dunklen Ende einer Häuserreihe. Er fragte den Wirt nach dem Omnibus und hörte, daß er noch nicht angekommen sei.

„Kann ich, wärend ich warte, ein Abendbrot bekommen?"

„Abendbrot?“ Zweifelnd kratzte der Wirt sein Kinn. „Es ist schon spät für ein Abendbrot. Nichts mehr im Hause. Höchstens etwas Tee, — vielleicht ein Ei, —“

„Das genügt.“

Eben hatte er sein Mahl beendet, als er von draußen das Rattern eines Vehikels vernahm. Gleichzeitig steckte das Mädchen den struppigen dunklen Kopf durch die Türe, um zu melden, daß Herr Crows und sein Omnibus angekommen seien.

Barrant zahlte seine Zeche und ging. Ein vorsintflutlich anmutendes, gedecktes Gefährt sperrte den engen Weg. Auf seine Frage belehrte der Lenker ihn, daß der Wagen nach Penzance fahre, und unmittelbar nachdem der Detektiv eingestiegen war, fuhr er mit erschreckender Plötzlichkeit los. Nach langem, ermüdendem Tagwerk war Barrant schlafbedürftig. Eben war er müde eingenickt, als der Omnibus mit einem Ruck stehenblieb, der ihn wachschüttelte. Es war ihm möglich, wahrzunehmen, daß sie den höchsten Punkt des Sumpflandes erreicht hatten, den Kreuzweg, von welchem aus ihm Inspektor Dawfield am heutigen Nachmittag Flint House in der Ferne gezeigt hatte.

„Guten Abend, Garge Crows“, rief es kräftig aus der Dunkelheit. Dann sah Barrant, daß jemand den Omnibus bestieg: ein hochgewachsener Mann, der, als der Wagen nun anzog, hart gegen seine Knie stieß.

„Bitte um Vergebung. Wußte nicht, daß Crows heute abend noch jemand fährt.“ Unsichtbar sprach eine heisere Stimme. „Geschieht nicht oft“ Ein Zündholz flammte auf und bei seinem Scheine sah Barrant ein Paar zwinkernder Augen, die aus braunem, verwittertem Antlitz nach ihm blickten. „Der alte Garge rechnet beim letzten Omnibus nie mit Passagieren, deshalb beleuchtet er innen nicht. Ich will Licht machen, das wird dann angenehmer sein.“ Er strich ein zweites Hölzchen an und entzündete die Kerze der Wagenlampe. Da erblickte nun Barant einen stattlichen Mann von etwa fünfzig Jahren, der in seinem Äußeren irgendwie an einen Seemann, zumindest aber an einen Bootsmann erinnerte. Lächelnd nickte er dem Detektiv zu und sagte noch: „Der alte Crows kargt mit Kerzen!“

„Es ist ein Wunder, daß er überhaupt mit dem Omnibus fährt, wenn keine Nachfrage ist“, bemerkte Barrant.

„Oh, es ist genügend Nachfrage, massenhaft Passagiere bei jeder Fahrt, nur nicht bei dieser“, erwiderte der Mann im blauen Rock. „Sie würden staunen, sähen Sie, was für Menschen unsere Gegend bereisen.“ Er betrachtete das Gesicht des Detektivs. „Sie sind Londoner“, sagte er rasch. „Was führte Sie hierher?“

„Woran erkennen Sie, daß ich Londoner bin?“ fragte Barrant und tat, als überhöre er die zweite Frage.

„Ich sehe, was aus London ist“, gab der andere zurück. „Wäre auch seltsam, wenn ich das nicht könnte. Ich bin Peter Portgatha, ich bin in der Gegend gut bekannt, und wenn Sie unsere Sehenswürdigkeiten zu sehen wünschen, kommen Sie nur zu mir.“

„Ein Führer also?“

„Führer und Führer ist zweierlei. Ich will gegen die anderen nichts sagen, aber es gibt keinen, der diesen Teil von Cornwall so gut kennt wie ich.“

„Ausgezeichnet!“ sagte Barrant in der gewohnten Liebenswürdigkeit, die ihn Fremden gegenüber auszeichnete, „wenn ich hier etwas besichtigen werde, will ich Sie bitten, mich zu führen.“

„Dann kommen Sie nur zum „Mauseloch“ und fragen Sie nach Peter Portgatha. Das „Mauseloch“ ist eine große Höhle, wie es keine ihresgleichen gibt.“ Herr Portgatha schweifte plötzlich ab. „Oh, es ist seltsam, Sie so getroffen zu haben, im Omnibus des alten Garge. Seit zwölf Monaten gehe ich täglich über das Moorland zu einer meiner Schwestern, die einsam lebt. Erreiche an jedem Abend diesen Omnibus, und nie ist eine Menschenseele darin bis gestern abend. Gestern abend fuhr ein Passagier, heute abend fahren Sie. Seltsam, wenn man es bedenkt.“

„Wer war Ihr gestriger Reisegefährte?“

„Nun fragen Sie etwas, was nicht so rasch zu beantworten ist,“ entgegnete Portgatha. „Das war so: Ich erwartete am Kreuzweg den alten Garge, als eine junge Frauensperson aus dem Dunkel kam und nicht weit von mir stehenblieb, just neben dem alten Kreuz. Ich wollte erkennen, wer es sei, doch es war zu finster. So sagte ich nur: „Guten Tag, Fräulein, warten Sie auch auf den Omnibus?“ Sie antwortete keinen Ton, und ehe ich noch wußte, was weiter sagen, kam der alte Garge des Weges und wir beide stiegen ein. Stumm wie ein Gespenst saß sie in einer Ecke. Dann wollte ich die Lampe anzünden, ebenso wie heute abend, aber zufällig hatte ich kein Streichholz. Den alten Garge zu fragen, hätte nichts genützt, da er immer vorgibt, er höre nichts, und so wandte ich mich an die junge Frauensperson und fragte, ob sie vielleicht ein Zündholz in der Tasche hätte. Und stellen Sie sich vor: Sie sagte immer noch kein Wort!“

„Vielleicht war sie taub“, wandte Barrant ein.

„Oh, wenn, dann gehörig“, erwiderte Herr Portgatha. „Ich versuchte es noch zwei- oder dreimal, konnte aber kein Wort aus ihr herausbringen. Schließlich wurde ich nervös, denn ich dachte, sie sei vielleicht doch ein Gespenst. Ich neige mich zu ihr hinüber und frage: „Können Sie denn kein Wort sprechen, Fräulein? Ich bin nur Peter Portgatha und man kennt mich als sehr höflich gegen Damen.“ Nun redete sie endlich, und es klang, als wenn sie schluchzte: „Ach“, sagte sie, „warum lassen Sie mich nicht in Ruhe?“ „Fürchten Sie nichts“, sagte ich, „ich habe meinen Stolz wie andere Leute, ich spreche nichts mehr“.“

„Eigentümliches Mädchen“, sagte Barrant, den die Geschichte zu interessieren begann. „Haben Sie keine Ahnung, wer es war?“

„Warten Sie ein wenig“, fuhr Herr Portgatha fort, „so saßen wir also wie zwei Gespenster, bis wir nach Penzance kamen. Die ganze Zeit über aber nahm ich mir vor, herauszufinden, wer sie sei Plötzlich sagt das junge Weibsbild: „Ich will hier aussteigen“. Schiebt dem Kutscher durch das offene Fenster das Fahrgeld in die Hand und schlüpft hinaus, ehe ich weiß, was vor sich geht. Wäre mein Rheumatismus nicht gewesen, der noch vom Kriege her in mir steckt, wäre ich ihr gefolgt. So ging es nicht.“

„Derart sahen Sie ihr Gesicht gar nicht?“ fragte Barrant.

„Eigentlich nicht. Doch als sie unter der Lampe vorbeihuschte, sah ich blitzschnell große schwarze Augen und blasse Wangen Ich würde nicht mehr daran denken“ — setzte Herr Portgatha hinzu und legte eindrucksvoll seine Hand auf das Knie des Fahrtgenossen, — „wenn sich nicht gestern abend jenes Ereignis in Fint House zugetragen hätte.“

„Was hat das damit zu tun?“ In aufschießendem Interesse mühte Barrant sich vergeblich, seine Stimme ruhig scheinen zu lassen

„Weil jenes junge Weibsbild von Flint House gekommen sein muß.“

Barrant maß den anderen durchdringend „Woraus schließen Sie das?“ fragte er.

„Erstens, weil das Steinerne Kreuz unweit von Flint House liegt. Von Flint House bis an den Kreuzweg geht es schnurgerade, wenn man den Weg kennt, über das Moor. Nur ein Haus liegt dazwischen, das des alten Farmers Bardsley, und der hält kein Weibsvolk, folglich kam sie nicht von dort. Sie war auch kein Mädchen von einer der Farmen im Moor, denn die kenne ich alle. Doch erst heute morgen bekam ich Wind, wer sie eigentlich gewesen sein kann. Da hörte ich Fischer vom alten Herrn in Flint House sprechen, der sich gestern abend mit einer Kugel ins Jenseits brachte. Ich hatte ein eigenes Gefühl, als ich das vernahm. „Nun“, sagte ich, „das war etwa zu der Zeit, da ich das seltsame junge Frauenzimmer in Crows' Omnibus sah. Jetzt fällt mir ein, sie muß von Flint House gekommen sein.“ Und ich erzählte ‚was mir begegnet war, genau so wie vorhin Ihnen. Frau Keegan, die Wirtin, sagte: „Ich hörte gestern, daß seine Schwester in Penzance sei. Vielleicht fuhr sie zu ihr, nachdem es geschehen war. Da ist es wohl nicht wunderzunehmen, daß sie in ihrem Gram nicht mit Ihnen sprechen wollte.“

„Sahen Sie jemals Fräulein Turold?“

„Ich sah niemals einen der Leute von Flint House, wenn ich auch oft von ihnen sprechen hörte.“

„Bemerkten Sie, welche Richtung jenes Mädchen einschlug?“

(Fortsetzung folgt.)

Zehn Tage im Rachen des Todes

Die Schlacht auf dem Floß. — Der Hunger treibt zum Kannibalismus. — Nur der zehnte Teil gerettet.

Von Hermann Petersen.

Im Sommer des Jahres 1816 verließen vier französische Schiffe den Hafen von Rochefort, um in Senegambien, der durch den Frieden von Paris an Frankreich zurückgefallenen westafrikanischen Kolonie, die Trikolore zu zeigen. Zu dem Geschwader gehörte auch die Fregatte „Medusa“, mit deren Namen eine der größten Tragödien verbunden ist, welche die an schauerlichen Ereignissen wahrlich nicht arme Geschichte der Seefahrt aufzuweisen hat.

Von vornherein stand die Fahrt unter einem unglücklichen Stern. Der Kapitän der „Medusa“, Duroy de Chaumeroy, besaß ebenso wenig Charakter wie seemännische Erfahrung. Das Schiff ging in völlig verwahrlostem Zustande in See; bezeichnend ist, daß sich an Stelle der vorschriftsmäßigen 44 Geschütze nur 14 an Bord befanden.

Schon auf der Höhe von Madeira hatte man die übrigen Schiffe des Geschwaders aus dem Gesichtskreise verloren. Von Teneriffa aus wurde Kurs auf Kap Blanc gesetzt. Man befand sich in gefährlichen Gewässern, denn eine 30 Seemeilen lange Sandbank ist hier der Küste vorgelagert. Jedes Schiff meidet diese Gegend; aber auf der „Medusa“ schlugen Kapitän und Steuermann die Warnungen erfahrener Seeleute in den Wind.

So kam, was kommen mußte. Eines Abends stieß das Schiff auf Grund, lag unbeweglich auf der Sandbank fest und bekam bald schwere Schlagseite. Ungeachtet aller Bemühungen, es wieder flott zu machen, wühlte es sich immer tiefer in den gefährlichen Sand ein. Ein plötzlich ausbrechender schwerer Sturm verschlimmerte die Lage, so daß man den Entschluß fassen mußte, die dem Untergang geweihte „Medusa“ zu verlassen. Aber die Boote reichten auch nicht entfernt für alle an Bord Befindlichen aus. Sie faßten gerade die Offiziere und einige für die Verwaltung der neuen Kolonie bestimmte Beamte. Für 150 Matrosen, Soldaten und Passagiere wurde in aller Eile aus Reservemasten und Balken ein Floß von zwanzig Meter Länge und sieben Meter Breite gezimmert.

Als die ersten 50 Mann das gebrechliche Fahrzeug bestiegen hatten, bemerkte man von oben, daß es kaum für alle Platz bieten würde. Aus Furcht, auf der „Medusa“ bleiben zu müssen, sprang nun alles in völliger Kopflosigkeit über Bord und auf das Floß, das alsbald überlastet wurde und zu sinken begann. Vergebens versuchten die Offiziere, ihre Leute zu beruhigen. Alle kämpften wie die Wilden um einen Platz auf den teilweise schon überspülten Balken.

Wenn das Floß nicht sofort untergehen sollte, mußte es erleichtert werden. Die Soldaten gingen also daran, Fässer mit Wasser und Pökelfleisch in die See zu werfen, was auch den von ihnen gewünschten Erfolg hatte. Das Floß trieb ab, hatte aber nur noch für zwei Tage Lebensmittel und Wasser an Bord. Doch die afrikanische Küste war ja nicht fern. Und wenn auch der Vorder- und Hinterteil vom Meere überspült wurde, die Mitte blieb trocken, und die 149 Mann, die sich dort zusammendrängten, hofften in Kürze in Sicherheit zu sein. Gleichzeitig waren die Schiffsboote zu Wasser gelassen. Sie entfernten sich, sei es aus Unachtsamkeit oder Selbstsucht, schnell in der Richtung auf die Küste. Das Floß der „Medusa“ trieb allein auf hoher See.

Die Fahrt ging langsamer, als man gedacht hatte. Wenngleich der Sturm nachließ, so ging die See doch noch immer hoch, und die Wellen spülten 19 Mann aus der dichtgedrängten Schar über Bord. Die Überlebenden teilten sich bald in zwei Gruppen: auf der einen Seite die Soldaten, wilde, zuchtlose Burschen, wie man sie damals nach Afrika zu schicken pflegte, auf der anderen Seite die Matrosen und Zivilisten, zur Siedelung am Senegal bestimmte Bauern und Handwerker.

Schon nach dreitägiger Fahrt war kein Tropfen Trinkwasser, kein Stück Schiffszwiebak mehr vorhanden. Glühend heiß brannte die Sonne auf die ihren Strahlen Preisgegebenen hernieder. Bald bemächtigte sich der Irrsinn einiger der unglücklichen Schiffbrüchigen. Da entdeckten sie, daß noch ein Faß an Bord war. Aber es erwies sich statt mit Wasser mit Wein gefüllt. Die Soldaten machten sich darüber her, bald waren alle betrunken und faßten in diesem Zustande den grausigen Entschluß, die Zivilisten abzuschlachten und in die See zu werfen. Diese jedoch, von den Matrosen unterstützt, setzten sich mit Messern, Säbeln und Knütteln zur Wehr, und auf dem engen Raum des Flosses entspann sich ein erbitterter Kampf, in dem die Soldaten den Kürzeren zogen. Viele von ihnen fielen und wurden über Bord geworfen.

Die ganze Nacht wütete die Schlacht. Am nächsten Morgen drängte sich der Rest der Soldaten, die 65 der ihrigen verloren hatten, in einem Haufen auf dem Vorderteil des blutüberströmten, mit Leichen bedeckten Floßes zusammen.

Wieder vergingen mehrere Tage unter schrecklichen Leiden. Man sah kein Schiff, kein Land, nichts als Wasser und Himmel, von dem die Sonne hernieder brannte. Was noch lebte, lag bewegungslos, apathisch da. Selten hörte man einen Seufzer, ein Stöhnen oder einen verzweifelten Schrei. Am sechsten Tage der Irrfahrt konnten zwei Neger ihren wütenden Hunger nicht mehr beherrschen. Da sie nichts Eßbares fanden, schnitten sie einem kurz zuvor Verstorbenen einen Arm ab und aßen von dem Fleisch. Die anderen sahen voller Grausen zu, aber als wieder ein Tag vergangen war, überwanden sie ihren Ekel. Einer nach dem andern näherte sich der Leiche: Die Ausgehungerten waren zu Kannibalen geworden.

Drei Tage noch dauerte die entsetzliche Fahrt, endlich eines Nachmittags sah man die Segel eines Schiffes. Alles versuchte, soweit die gesunkenen Kräfte es erlaubten, sich bemerkbar zu machen. Aber vergebens! Das Fahrzeug verschwand am Horizont. Wieder brach die Verzweiflung herein. Doch das Ende der Leiden war gekommen. Nach einigen Stunden tauchte das Schiff, die englische Brigg „Argus“, wieder auf, und jetzt wurden die Schiffbrüchigen bemerkt. Man holte die mehr tot als lebendig auf dem Floße Liegenden an Bord, wo sie sich unter sorgsamer Pflege bald erholten. Von 149 Mann, die auf dem Unglücksfahrzeug die „Medusa“ verlassen hatten, konnten nur noch 15 gerettet werden.

Das Reich Oi-Thum.

Die Abenteuer eines Entdeckers.
Erzählt von **Max Geißler.**

Edward King hatte sich als Offizier in den Kolonien ausgezeichnet und weite Gebiete unterworfen. Er war Kommandeur des Schwarzen Füsilierregiments Queen Mary geworden und wegen seiner Grausamkeit gegen Gefangene berüchtigt. Bei der Verfolgung eines feindlichen Truppenteils im Urwald geriet er am 26. August 1915 nahe dem Viktoria Njansa in einen Hinterhalt. Seine Leute wurden niedergemacht. Er selbst entkam schwer verwundet mit zwei schwarzen Soldaten — die Tragik seines Lebens begann.

Wie Tiere drangen sie durch die Wildnis und gelangten nach Wochen in eine Ebene. Farne wuchsen dort und Schuppenbäume; die Moder der Moore brüteten Fieber. Da ward der Neger Umballa von einem Löwen zerrissen, der andere Schwarze zeigte Spuren von Wahnsinn. So drangen sie, mit dem Schaft einer jungen Palme als Waffe, gegen das Herz Afrikas vor. Sumpfgebiet — endlos, endlos — mußten sie überqueren, um den blauen Gebirgszug zu erreichen, der gegen Süden stand. Im Grauen eines Morgens wurden sie von Eingeborenen überrascht. King, wiewohl alter Afrikaner, war ihresgleichen nie begegnet; sie hatten die Farbe von altem Eichenholz und waren keine Neger. Der Engländer wurde mit seinem schwarzen Gefährten — weil sie wegen ihrer Wunden nicht mehr folgen konnten — auf Tragen aus Ästen gebunden und über unwegsame Strecken nach einem Ort im Gebirge gebracht. Ein kleiner Tempel, zu dem niemand Zutritt hatte als die Priester, ward ihr argwöhnisch bewachtes Gefängnis und Hospital. Nach ihrer Genesung wurden sie vor den Häuptling geführt. Der erschien auf einer Waldblöße und war von Hunderten seiner Krieger umgeben. Sie trugen kurze breite Bronzesäbel und kunstreich gearbeitete Bogen; die Führer hatten sogar Panzerhemden mit edlem Gestein. An der Waldfreiheit erhoben sich die Ruinen eines Tempels, von blühenden Lianen übersponnen. Neben dem verfallenen Altar stand der Stuhl des Königs, mit den seltsamen Zeichen

einer Bilderschrift bemalt. Die hatte King nie gesehen. Die Sprache des Stammes verstand er nicht, doch ähnelte sie dem Arabischen. Schließlich erklärte man ihm durch Gesten: „Dein Leben wird dir geschenkt, weil deine Haut von der Farbe des Mondes ist; aber du bleibst unser Gefangener; der Neger dagegen wird den Göttern geopfert." Das geschah vor Kings Augen. An der furchtbaren Erregung erkrankte er von neuem. Und als er gesund war, wurde er den Priestern übergeben. Er lernte ihre Sprache, durfte darüber hinaus aber mit niemandem reden.

Die Priester hatten den Schlüssel zu der Hieroglyphenschrift. Von ihnen erfuhr er: sie kannten den Gang der Gestirne und die Einteilung des Jahres in zwölf Mondmonate. Der König galt als Sohn einer sterblichen Frau und des Sonnengottes, zu dem sie beteten. „Und wie nennt Ihr Euch?" fragte King.

„Oi-Thum, d. h. die weiten Wanderer." Nach einer ihrer Legenden waren sie aus fernem Lande von Barbaren vertrieben worden. Zwischen jenen Bergen zur Ruhe gekommen, mieden sie jede Gemeinsamkeit mit anderen Stämmen. Die Knaben erhielten mit sechzehn Jahren die Waffen und wurden Krieger. In Gewölben unter dem Tempel hatte King ein ganzes Arsenal Bronzeschwerter, Piken und Bogen entdeckt. Die Urväter hatten sie angeblich vom Sonnengott empfangen.

So bestand für King kein Zweifel: Er war einem Stamm in die Hände gefallen, von dessen Dasein weder die Wissenschaft noch die Negervölker dieser Breiten Kenntnis hatten. Wie konnte er aus diesem Reiche Oi-Thum entfliehen? Es gab für ihn keinen Weg. Drei Sklaven wurden geschlachtet, weil sie sich verdächtig gemacht hatten, ihm einen Pfad über die Sümpfe zu weisen.

Sieben Jahre, neun Jahre verstrichen. King war zwar Unterpriester geworden, aber nicht minder ängstlich bewacht. Er nahm ein Mädchen des Stammes zum Weibe, weil er hoffte, damit die Flucht bewerkstelligen und der Welt vom Reich Oi-Thum Kunde bringen zu können. Im Jahre 1924 schloß er Freundschaft mit dem Priester Doma, dem „Beobachter des Mondes", und erregte dessen Neugier durch seine Erzählungen über die Wunder der Länder, in denen die Menschen von der Farbe des Mondes wohnen. Endlich, im neuen Frühling, gelang es ihm, mit seiner Frau und dem Priester zu entkommen. Dieser starb unterwegs durch den Biß einer Schlange. Wie Tiere rangen King und sein Weib mit der Wildnis. Schließlich erreichten sie bewohntes Gebiet; es war Belgisch-Kongo. Aber vor Leopoldville verwelkte seine treue Gefährtin am Sumpffieber. Er scharrte ihr ein Grab im Wüstensand . . .

Als er nach England kam, druckten wohl etliche Zeitungen seinen Bericht über Oi-Thum, aber Glauben schenkte ihm niemand. „Was wollen Sie, King?" sagte ein berühmter Geograph zu ihm. „Sie sind ja krank." Da wies er die wenigen seltenen Dinge aus Oi-Thum, die er über die Brücke seiner Abenteuer gerettet hatte: etliche kunstvoll gearbeitet aus Bronze und Gold, Erzeugnisse einer fremden Kultur. Aber: „Was wollen Sie, King? Sie werden diese Dinge in einer Grabstätte arabischer Eroberer gefunden haben. Lügen Sie uns Ihre Geschichte vor, um Geld zu einer Expedition zu erlangen und die verborgenen Schätze für sich zu gewinnen? Bilden Sie sich ein, wir wüßten nicht, daß jene unerforschten Gebiete hinter den Tausenden von Quadratkilometern Sumpf unzugänglich und unbewohnbar sind?"

So begegnete man ihm in England. Da fuhr er nach Frankreich und fand einen Forscher von Ruf. Der schrieb über Oi-Thum. Er selber habe einst in der Zone des Viktoria Njansa von einem „Volke der gelben Teufel" reden hören, und auch Lesseps und Stanley seien der Meinung gewesen, in jenem Gebiete müßten die Reste eines Reiches sein, gegründet von den Nachfahren der Karthager. Edward King habe dies Reich entdeckt:. „Jedennoch, King, soll man eine Heerfahrt, eine Todesfahrt unternehmen wegen einer Handvoll verkommener Afrikaner?"

Da sammelte King mit Hilfe seiner Freunde die Mittel zu einer Reise ins Reich Oi-Thum. Drei Flugzeuge hat er in dieser Stunde zur Verfügung. Aber zuletzt steht die Frage — nun auch für ihn: „Was willst du beginnen, Edward King? Du, der du flohest und zum Verräter wurdest? Selbst wenn du aus dem Flugzeug eine Botschaft des Sonnengottes in Hieroglyphenschrift würfest — auf dich wartet der Tod in Oi-Thum."



Bunte Chronik



* **Aufruhr wegen einer unbezahlten Klempnerrechnung.** Henry Ernst, Klempnermeister aus San Jaquito, ist mit der Welt völlig verfallen und versteht sie mit dem besten Willen nicht mehr: „Das soll ein geordneter Staat sein, der einen friedliebenden Bürger einsperrt, weil er sein Eigentum haben will!" Empört betrachtet er die Wände seiner Zelle und wünscht allen Hausbesitzern und Schutzleuten die Kränke an den Hals. Früher war Henry der friedfertigste Mensch der Welt. Nur was Schulden und unbezahlte Rechnungen seiner Kundschaft anbelangte, dachte und handelte er unerbittlich. Da kannte er keinen Spaß. Deshalb war er wütend, als ihm kürzlich ein Hausbesitzer, dem er die gesamten Rohranlagen für zwei Neubauten geliefert hatte und der nun bezahlen sollte, achselzuckend sagte: „Sie müssen warten, mein Lieber. Ich habe kein Geld." Ernst beherrschte sich mühsam: „Wann werden Sie zahlen können?" — „Das wissen die Götter." Da drehte sich der Klempnermeister schweigend um, einen finsteren Plan im Herzen. Am anderen Morgen zog er mit seinen zwanzig Gesellen nicht wie üblich zu Klempnerarbeiten aus, sondern marschierte wie ein zweiter Michael Kohlhaas an der Spitze seiner Knechte nach dem ersten der beiden Neubauten. Dort erzwang er sich mit seinen Mannen den Eingang, und nun rissen die Braven sämtliche Rohrleitungen, Wasserhähne und sonstige Installationsgegenstände von den Wänden. So sahen die Räume bald wie ein Schlachtfeld aus. Dann ging es zum Sturm auf den zweiten Neubau. Leider hatten inzwischen ein paar Leute die Polizei gerufen, und die schickte nun ihre Bereitschaft nach dem Kriegsschauplatz. In wenigen Minuten tobte dort ein erbitterter Kampf. Ein Dutzend Klempner ließ leider den Führer schnöde in Stich, doch Ernst selbst blieb mit acht seiner Getreuen auf der Walstatt. Leider wurden sie aber nicht von Walküren, sondern vom Polizeiwagen aufgelesen, und nun will der Kadi den braven Meister demnächst durch eine empfindliche Gefängnisstrafe darauf hinweisen, daß ein Handwerker seine eigene Arbeit niemals wieder zerstören darf, sondern als gesitteter Staatsbürger hübsch brav und klug den säumigen Schuldner verklagen muß. Zu seinem größten Schmerz aber hat der Hausbesitzer inzwischen seine Rechnung bezahlt, und es wird dem armen Klempnermeister nichts anderes übrig bleiben, als sämtlichen Schaden, den seine übereilte Empörung angerichtet hat, nach der Entlassung aus dem Loch mit eigener Hand wieder gut zu machen.

•

* **Das wohnungslose Kronprinzenpaar.** Es hat seinerzeit viel Staub in Oslo aufgewirbelt, daß das norwegische Kronprinzenpaar keine Wohnung finden konnte. Allerdings gab es im Königlichen Palais Platz genug. Eine norwegische Sitte, die heute noch überall und sogar in der königlichen Familie treu befolgt wird, verbietet aber einer jungen Ehefrau, im selben Hause mit ihren Schwiegereltern zu wohnen allerdings eine sehr kluge Sitte. Nun standen der Kronprinz und seine Gattin vor der Wahl, sich entweder ein neues Palais einzurichten oder sich eine Wohnung in der Stadt zu mieten. Das Geld für den Ankauf eines neuen Palais reichte nicht, und eine Wohnung in edr Stadt wäre, so demokratisch der norwegische Kronprinz auch ist, vielleicht doch nicht standesgemäß. Tatsache ist, daß der Kronprinz längere Zeit wohnungslos war. Der norwegische Gesandte in Paris, Wedel Jarlsberg, kam dem jungen Kronprinzenpaar zur Hilfe und schenkte ihm seine herrliche, künstlerisch eingerichtete Villa in der Nähe von Oslo. Die Renovierungsarbeiten haben mehrere Monate in Anspruch genommen. Jetzt ist das Haus fertig, und das Kronprinzenpaar zieht dieser Tage in seinem neuen Heim ein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.